sammen, nennt sie „Verschiedenes“ und spart sich damit sehr viele Mühe.

Frau Riese hält besonders fest an einem Grundsatze. Bei ihrer sogenannten Buchführung achtet sie genau darauf, manche Kleinigkeiten zusammenzuwerfen und die dafür ausgebene Summe auf einmal anzuschreiben; nur diejenigen Kleinigkeiten, bei denen ihr Herr Gemahl persönlich beteiligt ist, spezifiziert sie aufs Genaueste. Dadurch erhält ihre Rechnung in seinen Augen den Anschein unübertrefflicher Genauigkeit. Während ganz wichtige Summen unter der Benennung „Verschiedenes“ aufgeführt werden, kann mein Freund mit Sicherheit darauf rechnen, die 3 Mark, die er sich einmal in der Eile von ihr hat geben lassen, oder die 5 Pfennige, die ein Kragenknopf kostet, mit pedantischer Genauigkeit in der Rechnung seiner Frau einzeln angeführt zu finden. Diese Kleinigkeit sollen ihm zeigen, wo die hundert Mark hingeraten sind.

„Richtig!“ hörte ich ihn einmal bei einer solchen Gelegenheit sagen, „Richtig! Ich nahm die 3 Mark dort vom Tische; ja, ja, ich weiß schon, es war am Dienstag früh. Du glaubst gar nicht“ — zu mir — „was die Kleine für ein Gedächtnis hat. Sie ist ein perfekter Buchhalter und Kassierer dazu.“

Frau Riese ist immer außerordentlich um die Pfennige besorgt, und ihr Gemahl sorgt dafür, daß sie stets die verlangten hundert Mark bekommt.

Ich kann nicht sagen, ob einmal eine Zeit kommen wird, wo das Zusammenziehen der wichtigsten Ausgaben in einer Haushaltungsrechnung unter der Benennung „Verschiedenes“ als die klarste und deutlichste Buchhaltungsart erkannt wird; ich weiß aber, daß ein afrikanischer Häuptling zu dem Missionar, der ihm den Gebrauch des Pfluges zeigte, sagte, ein Pflug sei so gut wie sieben Frauen.

Nun denke man sich eine stumme, geistlose, Zahlen schreibende, häßliche Rechenmaschine, welche in ihren Berechnungen unübertrefflich genau ist, und dann denke man sich, daß diese Maschine so gut sein sollte wie sieben liebenswürdige, geistreiche, falschrechnende, ungenaue Nichthaushälterinnen wie Frau Anna Riese!

Freude und Sonntag

Der Sonntag ist des Volkes Sonnenleben, wie man in deutscher Vorzeit jene ureigenen Besitztümer nannte, die man keinem anderen Oberherrn als Gott und der Sonne verdankte. (A. Freybe a.a.O. 132.) Ein Menschenleben, in welchem der Sonntag nichts mehr bedeutet, ein Volksleben, in welchem Sonntagsschändung den Tag des Herrn mit knechtlicher Arbeit belastet oder mit Ausschweifungen entehrt, — welch ein Sonnenleben und Freudenleben haben beide verloren! Eine wundersame Mischung natürlicher und übernatürlicher Freuden, welche aus der Gottesruhe, aus der Entlastung vom Joch der Arbeit, aus dem gemeinsamen Gottesdienst aus Predigt und Hochamt, aus der Sonntagswanderung in Feld und Wald, aus den stillen Feierstunden im Kreise der Familie quellen, macht wirklich diesen Tag zum Freudentag. Anmutig schildert Bruder Stephan in seiner „Hymelstras“ (Augsburg 1484), wie am Sonntag der Hausvater „mit seinem Völklein“ zur Predigt geht und nachher fragt, was sie gemerkt haben und sagt, was er hätte gemerkt, und wie er dann dazu sich läßt ein Trünklein bringen und ein gutes Liedlein singen, „und war also fröhlich in Gott mit seinem Völklein“.

Wie der Zauber des Sonntags auf das Kindesgemüt wirkt, beschreibt schön Bogumil Goltz in seinem „Buche der Kindheit“: „Ach, an diesem Tage war nichts so wie am Schul- und Werktage, man sog ihn aus den Lüften, man trank ihn in bloßem Wasser, man erging ihn sich aus dem Erdboden, die Sonnenstrahlen blitzten ihn in die Seele, die Sperlinge zwitscherten ihn unter den Orgelklängen der Kirche, die im Laub flüsternden Bäume erzählten ihn sich, der Morgenwind trug ihn beim Aufgang der Sonne auf seinem Fittich und überlieferte schon im Morgengrauen dem auserwählten Erdentage die herannahende heilige Zeit. O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag. Sonntag den ganzen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick. Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, in Leib und Seele. Man konnte nichts hören und sehen, nichts fühlen und empfinden, nichts wollen und denken als eben ihn, den Sonntag, diesen herrlichen Tag. Man mochte ansehen und erleben, was man wollte, es war doch anders als an einem anderen Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gefeiert, von seinem geheimnisvollen Glanz umflossen.“ Aus Bischof Keppler, Mehr Freude.

Ein Gespräch

Von Otto Gruner.

Nachdruck verboten.

„Sie brauchen Geld?“

„Massig!!“

„Ich auch. — Und doch liegt das Geld auf der Straße!“

„Wieso?“

„Sehr einfach; wir müssen etwas erfinden! Wissen Sie nicht, daß der Erfinder eines Hosenpatentknopfes an Fettsucht gestorben ist? Daß der, der die Sicherheitsnadel erfand, sich lebenslang sicherstellte? Daß die Wellpappe ihrem ersten Hersteller ein Vermögen — nicht von Pappe — eingebracht hat?“ ...

„Sie haben leicht reden! Alles, was durchaus nötig ist, wurde schon erfunden, ob es sich nun um den Kragenknopf, die Druköse, die gewellte Haarnadel, die Bleistifthülse oder einen Selbstanzünder handelt.“

„Sie irren, es gibt noch unzählige Dinge, die unbedingt erfunden werden müssen! Ich will Ihnen aus dem Stegreif einige Vorschläge unterbreiten:

Wie wäre es, wenn wir ein Instrument erfinden würden, welches das verschobene Gewissen eines früheren Schiebers endgiltig wieder an den rechten Platz bringt?

Oder eine Konturen- und Farbenberichtigungsbrille für konfus gewordene Maler?

Einen Melodienhascher für neutönende Komponisten?

Einen Selbstrasierer für Bubiköpfe?

Einen unsichtbaren Jazzmusikohrenschützer?

Einen Kreuzworträtsellöser?

Pillen gegen Parteigift?

Frauen- und Ehemänner-Besänftigungsstrahlen?

Eine automatisch wirkende Vogelscheuche gegen Pleitegeier?

Sie sehen, mein Lieber, daß es noch genug Dinge gibt, deren Erfindung durchaus notwendig ist. Deshalb beeilen Sie sich, noch bevor Ihnen ein anderes Genie zuvorkommt!

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 81: Bilderrätsel.

Auflösungen aus Nr. 40

Nr. 76. Scharade: Regenbogen.

Nr. 77. Rätsel: Birne — Biene.

Nr. 78. Silbenkreuz-Rätsel: 1. Ta, 2. Pir, 3. Na, 4. Del.

Nr. 79. Reimergänzungs-Rätsels: Wort, Hort, mag, Schlag.

Nr. 80. Suchbild-Rätsel: Man stelle das Bild auf die rechte Seite. Seitwärts links vom Gartenzaune bildet Gestrüpp die Figur eines russischen Bauern.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 41 Sonntag, den 10. Oktober Jahrgang 1926

Herbstentschluß

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Todeskühl der Winter naht;
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!

Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet.

Herz, vernimmst du diesen Klang
Von den felsenstürzten Bächen?
Zeit gewesen wär es lang,
Daß wir ernsthaft uns besprächen!

Herz, du hast dir selber oft
Wehgetan und hast es andern,
Weil du hast geliebt, gehofft;
Nun ist's aus, wir müssen wandern!

Auf die Reise will ich fest
Ein dich schließen und verwahren,
Draußen mag ein linder West
Oder Sturm vorüberfahren;

Daß wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Daß auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Lenau.

Am Strande der Sönderby.

2.

Der schöne Hof Guldembro befand sich nun nicht mehr im Besitz des ehemaligen Steuermanns Ole Petersen. Ein fremder Herr aus dem Holsteinischen hatte ihn im Konkurs erworben. Die alten Leute aber wohnten mit ihrem Pflegesohn in Sönderby bei einem Kaufmann zur Miete und verdienten im sauren Schweiß harter Arbeit das liebe tägliche Brot, indem Petersen sich das beschwerliche Handwerk eines einfachen Fischers nicht verdrießen ließ, während seine Gattin mit fleißigen Händen Netze strickte und am Webstuhl und Spinnrad schaffte, wie einst als armes junges Mädchen.

Willy Bergmann entwickelte sich unter der liebevollen Obhut der fürsorglichen Pflegeeltern zu einem lebensfrischen, kräftigen und tatenfrohen Knaben, den jeder liebgewinnen mußte, der ihn näher kennen lernte. Mit zärtlicher Liebe hing er an seinen Wohltätern, und noch nicht eine Stunde hatten sie es bereut, daß sie damals nach jener Sturmnacht der Stimme ihrer mitfühlenden Herzen ein so williges Ohr geschenkt.

Im unaufhaltsamen Strom der Zeit flossen die Jahre dahin. Wie ein Traum war es den greisen Petersens nur noch, daß sie einmal bessere Tage gesehen und schwer lastend die Bürde des Alters auf ihren Schultern. Wie sehnten sie sich wohl manchmal nach Feierabendstille, wie verlangten die müden Glieder nach Ruhe! Doch armer Leute Dasein ist Mühe und Arbeit: Wollten sie leben und satt werden, so durften die Hände nimmer rasten. —

Besseres Los winkte ja einmal ihrem Pflegesohn, das diente ihnen wieder und wieder zum Trost. —

Willys gut angelegtes Kapital hatte sich inzwischen so vergrößert, daß die Zinsen nunmehr für den kostspieligen Besuch einer höheren Lehranstalt ausreichten. Darum entschloß sich denn Vater Petersen eines Tages, den begabten Knaben nach Hamburg zu begleiten, um ihn dort dem Direktor eines Realgymnasiums vorzustellen. Da Willy durch Privatunterricht bereits eine gute Vorbildung genossen, so wurde er in der Quarta aufgenommen.

Welch eine Freude für ihn und für seine Wohltäter! Nun stand ihm ja der Weg zu einer gesicherten, angesehenen Lebensstellung offen; mit rastlosem Eifer würde er dem herrlichen Ziel, das ihm winkte, entgegenstreben. Ach, daß er es noch bei Lebzeiten seiner Pflegeeltern erreichte, um diesen mit der Tat seine große Dankbarkeit zu beweisen! Das war sein sehnlichster Wunsch, und der Gedanke spornte ihn in der Folgezeit immer wieder zu emsigstem Fleiß und eiserner Tatkraft an. Die Erfolge blieben natürlich nicht aus, bald zählte Willy Bergmann zu den besten Schülern der Anstalt.

Auch in dem einst so unbedeutenden Fischerdörflein hatte sich im Laufe der letzten Jahre gar mancherlei verändert. Sah man an seiner breiten Straße früher nichts als erbärmliche Fischerhütten mit moosbedeckten Strohdächern, so erhob sich jetzt, da der Fremdenverkehr von Saison zu Saison zugenommen, auf dem geräumigen Kirchplatz neben dem alten Gotteshause ein dieses weit überragendes, dreistöckiges Strandhotel, wie man es schöner auf keiner der berühmten Nordseeinseln finden konnte. Und eine ganze Reihe schmucker Häuslein im Villenstil schloß sich in geschmackvoller Uebereinstimmung mit Blumengärten und Rasenplätzen dem Prachtbau an, einer Schar ihm zugehöriger Trabanten gleichend. Das schmückte von ihnen gehörte dem ehemaligen Hardesvogt Nielsen, dessen Sohn Jens damals in der Sturmnacht ja das Wrack zuerst entdeckt und einen so entschlossenen Wagemut bewiesen hatte. Heute lebte dieser brave Mann als angesehener Schiffsreeder in Lübeck und wünschte sehnlichst, seinen alten Vater auch bei sich zu haben, da ihn oftmals Sorgen um den kränkelnden Greis quälten. Wiederholt schon hatte er ihn dringend gebeten, sich doch endlich zur Uebersiedlung nach der schönen Hansastadt zu entschließen. Bisher wollte nun der alte Herr rein gar nichts davon wissen, doch die letzten Tage war er plötzlich anderen Sinnes geworden, und ein Vorschlag, den ihm Jens unlängst gemacht, gab ihm gar viel zu denken:

„Du brauchst ja Dein schönes Haus nicht zu verkaufen, sondern kannst es von einem zuverlässigen Menschen verwalten lassen und die erhebliche Miete nach wie vor einstreichen. Der geeignete Mann aber wäre Freund Petersen, an dem Du zugleich ein gutes Werk tätest, wenn Du ihn mit so einem Hausverwalterposten betrauen würdest. Gewiß ginge er gern darauf ein. Versuche es doch einmal!“

An einem sonnigen Frühlingsmorgen, als die Lerchen wieder ihre Jubellieder über hoffnungsgrünen Fluren erschallen ließen, pochte Nielsen dann mit vielversprechender Miene an Ole Steuermanns Tür, um diesem und Mutter Karen seinen neuesten Entschluß, sowie des Sohnes Vorschlag kundzutun.

„Hört nur einmal,“ sprach er zu den überraschten alten Leuten, nachdem er sein Pfeiflein in Brand gesteckt und auf der Ofenbank Platz genommen, „was ich mit Euch besprechen möchte: Ihr habt Euch doch nun gerade lange genug um kargen Lohn und armseligen Verdienst abgeplagt und könntet Euch, wo Ihr die Siebzig überschritten, wohl ein wenig Feierabendruhe gönnen, dazu will ich Euch in Eurem und in meinem eigenen Interesse verhelfen, wenn Ihr nur wollt. — Ich habe nämlich vor, die letzten Lebensjahre bei meinem Sohn Jens in Lübeck zu verbringen, möchte aber mein Haus, das mir während des Sommers eine so schöne Miete einträgt, noch nicht verkaufen. Wie wäre es nun, mein lieber Petersen, wenn Ihr es für mich verwalten würdet? Zwei schöne Zimmer samt einer geräumigen Küche stände Euch als Wohnung zur Verfügung; auch an einem guten Gehalt würde ich es nicht fehlen lassen. Ihr hättet nur während der Saison zu tun, was eines Hausmeisters Amt ist, die übrige Zeit aber könntet Ihr ein beschauliches Dasein führen. Was meint Ihr dazu?“

Das alte Ehepaar glaubte anfänglich seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, so überraschend kam ihm dieses Anerbieten. Ein angenehmeres Dasein könnte man sich ja gar nicht wünschen auf seine letzten Lebenswege! Und da fragte

Nielsen noch ob man einwilligen wolle? — Du lieber Gott, mit tausend Freuden taten sie es, ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen! Schon nach einer Viertelstunde war der Kontrakt aufgesetzt und unterzeichnet. Im Fischerstübchen aber herrschte an diesem Tage eitel Fröhlichkeit und alle Nachbarn nahmen aufrichtigen Herzens teil daran.

Zwei Wochen später wohnten Petersens bereits in dem schönen, „Villa Nielsen" benannten Strandhause mit seinem wohlgepflegten Vorgärtchen und dem herrlichen Blick über des rauschenden Meeres unermeßliche Weiten.

So war denn urplötzlich und von niemanden vorhergesehen der langersehnte Feierabend mit seinem süßen Frieden, mit seiner traulichen Stille für das greise Paar angebrochen, und gewiß gab es niemanden in der Gemeinde, der ihm die wohlverdiente Ruhe nicht gegönnt hätte. Keinem Menschen auf der weiten Welt aber vermochte die Nachricht von diesem völlig unvorhergesehenen Umschwung in der alten Leute Geschick größere Freude zu bereiten als Willy Bergmann, dem dankerfüllten Pflegesohn. Aus tiefstem Herzen kamen die Glückwünsche, die er den Pflegeeltern sofort in einem langen Briefe übermittelte.

— — —

Schon vor Beginn der Saison nahm ein reiches dänisches Ehepaar auf ein paar Wochen Quartier in der Villa Nielsen, und dann wechselten die Gäste in bunter Reihenfolge, bis des Sommers letzte Rosen welkten und das Purpurrot der blühenden Heide zu verblassen begann.

Da ward es wieder ganz einsam und ländlich am Strande von Sönderby und nur sehr vereinzelte Großstädter genossen noch den so wenig bekannten, aber doch so besonders reizvollen Spätsommerzauber des nordischen Gestades. Zu diesen Wenigen zählte auch ein äußerst vornehm auftretender Herr, dessen hohe, straffe Gestalt in ihm vielleicht einen Offizier in Zivil vermuten ließ, während das feingeschnittene, durchgeistigte Gesicht mit den scharfen Brillengläsern mehr für einen Gelehrten sprach.

„Nun, Freiherr von Mittenburg, der erst am zehnten September in Begleitung seines Bedienten Peter Möller seinen Einzug als Nachzügler in die Villa Nielsen gehalten, war aber beides: ein hervorragend tüchtiger Offizier und ein ausgezeichneter Gelehrter, der auch keineswegs zu seiner Erholung hier zu weilen gedachte, sondern um in Ruhe zu arbeiten. Gar bedeutsame Erfindungen und Neuerungen beschäftigten ihn nämlich, und die ihn kannten, prophezeiten ihm, wie seinen Werken eine große Zukunft. Da er früher in einer schleswigschen Garnison gedient, so war ihm der Nordseestrand nicht fremd und auch den biederen Ole Steuermann sah er nicht zum erstenmal.

Mit größter Liebenswürdigkeit begegnete er dem ehrenwerten Greise sowie seiner mütterlichen Gattin, zeigte sich von rührender Anspruchslosigkeit und schien es stets für einen besonderen Genuß zu halten, wenn er mit dem ehemaligen Seemann draußen auf der grünen Bank des Gärtchens sitzen und des Weitgereisten Erzählungen aus vergangenen Tagen lauschen durfte. Sehr bald bestand denn auch zwischen den beiden ein Freundschaftsverhältnis, wie es gewiß nicht alltäglich genannt werden konnte, der Freiherr fühlte sich wie ein Kind im Hause.

Nicht selten besuchten den fleißigen Hauptmann Bekannte und Freunde aus seiner alten Garnison, die regen Anteil an seinen Arbeiten nahmen und seinen Hausleuten ebenfalls stets mit dem feinen Takt wirklich Gebildeter entgegentraten. Vater Petersen, von dem sie wußten, was er früher geleistet, daß er mit nicht weniger als fünf Rettungsmedaillen ausgezeichnet worden war, erwiesen sie sogar eine Hochachtung, die ihn bei seinem bescheidenen Sinn bisweilen peinlich berührte. Ein Mann seiner Art mußte ja auch jedem intelligenten Gast imponieren. Frau Karen aber wurde wegen ihrer vorzüglichen Küche und ihrer mütterlichen Fürsorge von allen diesen Herren viel gepriesen. So wurden beide Ehre und Anerkennung in einem Maße zuteil, wie sie es sich in ihrer früheren Dürftigkeit gewiß nicht hatten träumen lassen.

Ein sogenannter Edelmann, der seit kurzem im Strandhotel wohnte und ganz auffallend um des Hauptmanns Freundschaft buhlte, unterschied sich nun freilich recht wesentlich von den übrigen im Hause verkehrenden Herren, indem er niemals ein freundliches Wort für die alten Leute übrig hatte und in ihnen nur Untergebene zu erblicken schien. Vielleicht hatte es ihn verletzt, daß Vater Petersen ihn gleich bei seinem ersten Besuch gar so durchdringend mit den scharfen blauen Augen angeschaut, vielleicht witterte er etwas von dem Argwohn, den der greise Menschenkenner tatsächlich gegen ihn hegte.

Herr v. Seibell nannte sich dieser übertrieben elegante Herr, an dessen wohlgepflegten Händen ein halbes Dutzend kostbarster Brillantringe funkelte. Sein glattrasiertes, etwas verlebt aussehendes Antlitz erinnerte an eine welke Zitrone, und die unruhigen schwarzen Augen schienen immerfort etwas zu suchen. Des alten Petersens Blicken hielten sie jedoch niemals stand, begegneten sie ihnen aber, so zuckte es nervös um die dünnen Lippen und ein spöttisches Lächeln glitt über das gelblichfahle Gesicht. „Kapitänleutnant der deutschen Marine" wollte der unserem Ole Steuermann so wenig sympathische Herr früher gewesen sein und nun, so behauptete er, lebe er von den Erträgnissen seiner Rittergüter in Thüringen, den größeren Teil des Jahres verbringe er als einsamer Junggeselle auf Reisen.

Jedenfalls mußte er ein überaus interessanter Gesellschafter sein und es meisterlich verstehen, sich da beliebt zu machen, wo es ihm wünschenswert erschien. Der Hauptmann sah ihn ohne Frage gern bei sich. Aus diesem Grunde wagte der schlichte Hausverwalter denn auch nicht, Herrn v. Mittenburg gegenüber jemals ein abfälliges Wort über ihn fallen zu lassen. Doch zu seiner Gattin sprach er einmal kopfschüttelnd:

„Liebe Karen, ich begreife unsern klugen Herrn von Mittenburg einfach nicht! Was findet er nur an diesem blasierten Gecken? Marineoffizier will der Mensch gewesen sein? Ich glaub's nicht; möchte ihn weit eher für einen früheren Komödianten und für einen internationalen Hochstapler halten, wie ich deren in meinem langen Leben zur Genüge kennengelernt habe. Doch unsereins hat den Mund zu halten!"

„Väterchen", meinte die immer gern vermittelnde Gattin darauf, „das Aeußere trügt nur zu leicht. Du tust dem Herrn von Seibell gewiß Unrecht, weil er uns so von oben herab behandelt. Rege Dich nicht über ihn auf und lasse ihn seiner Wege gehen! Man sollte doch meinen, daß die anderen Herren wohl wüßten und sich überlegten, mit wem sie verkehren."

„Und doch kenne ich Fälle genug, wo gerade gebildete Herren der vornehmsten Gesellschaftsklassen sich von solchen Leuten täuschen ließen?" beharrte Ole Steuermann eigensinnig auf seiner Meinung. „Ich könnte Dir da die haarsträubendsten Geschichten erzählen. Es hat eben nicht jeder seine Augen zum Sehen und seine Ohren zum Hören. Frage nur den alten Harbesvogt, was ihm vor fünfzehn Jahren einmal mit einem Grafen Reventlow in Kopenhagen passiert ist. Die Welt ist voller Lug und Trug, und wie sollte es in der Seele leid tun, wenn unser Herr Mittenburg auch einem Gauner ins Garn liefe".

So redete der Alte in wachsendem Unmut vor sich hin, während er gewaltige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife in die Luft blies, was ein deutliches Zeichen seines Unmuts zu sein pflegte.

Mutter Karen hielt ihn für einen Schwarzseher, wie sie es schon öfter getan, und die Herren des Strandhotels würden ihn zweifellos verlacht haben, wenn er sich gegen sie in diesem Sinn ausgesprochen hätte. Ja, ja, das wußte er recht wohl. So pflegte es ja schon immer der Propheten Los zu sein, die Unheil vorausverkündeten.

Und dennoch täuschte den schlichten Seemann seine oft erprobte Menschenkenntnis tatsächlich auch in diesem Falle nicht. Der hochmütige Herr mit den blitzenden Brillantringen und dem hervorragenden Gesellschaftstalent war nämlich wirklich ein ganz gefährlicher Mensch, der nichts Gutes im Schilde führte, auch keinerlei Anspruch darauf besaß, sich Edelmann und Offizier a. D. zu nennen. William Snider lautete sein wirklicher Name. Er stand als Geheimagent im Dienst einer englischen Spionengesellschaft und hielt sich einzig und allein des Herrn v. Mittenburg wegen in Sönderby auf, um dessen Arbeiten zu kontrollieren und womöglich für seine Zwecke auszubeuten. Wußte er es ja doch, daß Herr v. Mittenburg sich mit allerlei Problemen beschäftigte, deren Lösung bei zukünftigen politischen und militärischen Ereignissen von allergrößter Bedeutung werden könnte.

Bisher gelang es dem raffinierten Agenten freilich nicht, auch nur das mindeste darüber herauszubekommen, denn Mittenburg hütete seine Geheimnisse aufs sorgsamste.

3.

Willy Bergmanns Herz jubelte und jauchzte in seliger Wonne, denn endlich durfte er nach schweren Wochen angestrengten Studierens einmal wieder an seinen geliebten Nordseestrand zu den guten Pflegeeltern zurückkehren,

Während der Sommerferien war ihm das nämlich nicht vergönnt gewesen, da ihn ein böses Halsleiden in Hamburg zurückgehalten hatte. Aber nun würde er mit vollen Zügen die köstliche Freiheit sonniger Herbstferientage daheim genießen. Nirgends auf der Welt fühlte der jetzt vierzehnjährige Knabe sich ja wohler als in dem stillen Dörflein am Meeresgestade, unter den schlichten Fischersleuten, die es alle so redlich meinten und ihm so ganz anders zu sein dünkten, als die Menschen der Großstadt mit ihrer Unrast und ihrem gar so geschäftigen Treiben. Noch kannte er gar nicht einmal der Pflegeeltern neues Heim. Was würden sie ihm alles zu erzählen haben; wie sollte es schön werden, wenn er nur erst bei ihnen wäre!

Und nun war der große Tag des Wiedersehens gekommen. Willy schaute den alten Petersen unter Freudentränen in die strahlenden Augen und sah all die Wunder wieder, von denen er im Schlafen und im Wachen geträumt in der Ferne, hörte des Meeres Brausen, die gewaltige Melodie der schäumenden Wogen, hörte der Heimat trauliche Stimmen, und seine Seele wurde so leicht, so frei wie ein Vöglein im klaren Himmelsäther.

Eine eigene Studierstube durfte er in der ihm wie ein Palast erscheinenden Villa bewohnen und sich die Tage der Freiheit so ganz nach seinem Belieben gestalten: Auf leichtem Segelboot glitt er mit frohem Sang dahin über die blauen Fluten, neue Wunder lernte er auf herrlichen Spaziergängen in der Umgegend kennen und oft lag er auch wohl träumend im nahen „Strüpp", einem ihm besonders lieben Wäldchen, unter einer knorrigen Eiche und ließ seine Gedanken in weite Fernen schweifen. Ein gar behagliches, von niemanden gekanntes Plätzchen hatte er sich hier mitten im Dickicht von Haselnußbüschen, Brombeergestrüpp und alten Wachholdern geschaffen. Da lauschte er so gern jenen Stimmen der Einsamkeit, für die er ein so zartes Ohr besaß, da hielt er seine herzerhebenden Waldandachten und fühlte sich reicher als der größte Grundbesitzer oder der reichste Industrielle.

Gleich am ersten Ferientage hatte Willy den Hauptmann von Mittenburg ebenfalls als einen äußerst liebenswürdigen und interessanten Herrn kennengelernt. Es gereichte ihm zur besonderen Ehre, wenn sich dieser ihm bisweilen auf seinen Spaziergängen anschloß, sich mancherlei Merkwürdigkeiten von ihm, dem „Eingeborenen", erklären ließ und sich dabei ganz so gab, als sei er nur ein älterer Kamerad. Auch Segelpartien unternahmen sie wiederholt gemeinsam und Herr v. Mittenburg machte keinen Hehl daraus, daß er großes Wohlgefallen an dem frischen Wesen des begabten Knaben finde.

Ein paarmal war Herr v. Seibell dritter im Bunde beim Segeln und bewies dabei, daß er auch in dieser Kunst Hervorragendes zu leisten vermochte, wie er denn auf allen Gebieten des Sportes Meister zu sein schien.

In seiner Gegenwart fühlte Willy sich nun allerdings niemals so recht behaglich, obwohl er eigentlich nicht den mindesten Grund hatte, sich über diesen vornehmen Junker zu beklagen, da er von ihm ganz so behandelt wurde, wie wenn er schon heute zu den Erwachsenen und Gebildeten zählte. Doch des Pflegevaters Mißtrauen mochte ihn eben mit einer gewissen Voreingenommenheit erfüllt haben. Auf jeden Fall befand er sich lieber in v. Mittenburgs Gesellschaft allein.

Fortsetzung folgt.

Die Haushaltungsrechnung.

Skizze von Joseph Knobloch.

Es gibt Frauen, die sehr klug sind, aber von der einfachen Rechnungskunst ganz sonderbare Begriffe haben. Dabei soll nicht im geringsten auf Altersberechnung angespielt werden. Ueber diesen Punkt äußern sich die Frauen zwar nicht, aber sie sind darüber ebenso sehr im klaren wie über die Stunde der Nacht, um welche der Herr Gemahl gestern aus dem Wirtshause heimkehrte. Sie werden sich nie, wenn die Sache beim Frühstück zur Sprache kommt, einreden lassen, daß ein Uhr und elf Uhr gleich seien.

„Aber, Lieber," sagt die Frau, „ich weiß gewiß, daß es eins war, als Du schlafen gingst, oder gewissermaßen zwei!"

Gewissermaßen! Dieses so harmlos klingende Wort ist ganz unschätzbar für Uebertreiber und Aufschneider. Die Xanthippe sagt zu ihrem Dulder, er sei im Stande, eine Heilige bös zu machen — gewissermaßen, und der Reisende, der von Holland zurückkommt und behauptet, daß die Maden im Holländer Käse größer als eine Semmel sind, setzt vorsichtig „gewissermaßen" hinzu.

Hinsichtlich der Haushaltungsrechnungen oder Geldangelegenheiten im allgemeinen befinden sich viele Frauen ihr halbes Leben lang in köstlichster Unwissenheit. Trotzdem sind sie dabei mehr Praktiker als Theoretiker.

Da ist die liebe Frau Anna Riese, die Gattin eines meiner Kollegen. Sie ist eine würdige Vertreterin jener Klasse weiblicher Haushälterinnen, von denen ich hier reden will. Sie weiß, ohne erst in ihr Haushaltungsbuch zu blicken, wenn sie hundert Mark braucht; dagegen ist sie weniger sattelfest, wenn die Kasse erschöpft ist. Als genaue Haushälterin will sie jedoch nachweisen, wo ihr Haushaltungsgeld geblieben ist. Dabei hat sie ein merkwürdiges Geschick, eine Bilanz zu ziehen.

Nachdem sie auf die eine Seite in ihrem Haushaltungsbuche die empfangenen hundert Mark geschrieben, setzt sie auf die gegenüberstehende Seite diejenigen Summen, von denen sie sich erinnern kann, wofür sie ausgegeben worden sind, und kann sie sich keiner mehr erinnern, dann rechnet sie sie zusammen und findet, daß die Summe 27 Mark macht. Vermittels der Subtraktion erfährt sie, daß der Rest von hundert Mark noch 73 Mark beträgt, und wenn sie diese Summe dann als für „Verschiedenes" ausgegeben aufgeführt hat, dann zieht sie triumphierend einen Strich darunter, und die Rechnung stimmt aufs Haar. Sie ist so haushälterisch, daß sie selbst mit den Zahlen sparsam verfährt; eine Gesamtsumme für „Verschiedenes" tut dieselben Dienste wie zwanzig kleine Summen. Hat sie diese Arbeit beendet, so geht sie zu ihrem Gemahl, meinem Freunde Riese.

„Da, mein Lieber, ist die Rechnung! Ihr Schriftsteller habt im allgemeinen wenig Talent für das Rechnungswesen, und von Dir weiß ich ganz bestimmt, daß Du gar keines hast. Doch da man wissen muß, wo das viele Geld hingekommen, so habe ich mich der Sache angenommen. Ich weiß, Du verlangst es nicht von mir, aber ich kann nun einmal nicht ohne Haushaltungsrechnung leben. Hier ist die genaue Rechnung über die Hundert Mark, die Du mir gabst. Du kannst daraus ersehen, wofür sie ausgegeben wurden. Denn fort sind sie. Da wir gerade auf dieses Kapitel zu sprechen gekommen sind, so möchte ich Dich wieder um hundert Mark bitten."

Wie immer auch Frau Riese's Unterhaltung über Haushaltungsangelegenheiten beginnen mag, unveränderlich schließt sie stets mit derselben Bitte.

Die Rechnungsweise der guten Frau Riese hat viele Aehnlichkeit mit der Lehrweise jenes Lehrers, der den Unterricht über das Weltgebäude damit begann, daß er seinen Schülern erzählte, die Welt bestehe aus der Sonne, der Erde, dem Monde, Halleys Kometen und „Verschiedenem". Das ist die bequemste Art: man packt sämtliche Sterne zu-

Ein Herbsttag

Ueber dem Dörflein ein Feiertag lag
Wie sich das Herz nur ersehnen ihn mag:
Heilige Ruhe, Spätvögleins Sang,
Fernher der Glocken liedlicher Klang,

Andächt'ge Beter, so her und hin
Im festlichen Schmucke zum Kirchlein ziehn.
Dazu der Kinder Jauchzen und Singen,
Munterer Schäflein lustiges Springen,

Waldbächleins silbernes Rauschen und Raunen,
Duftender Blümlein spätsommerlich Träumen;
Leuchtende Fäden von Blatt zu Blatt
Herbatmende Erde, von Früchten satt.

Lachende Sonne im weiten Raum,
Des Herbstes Purpur an Strauch und Baum,
Des Himmels Bläue so weit, so weit. —
O Erde, wie schön ist dein herbstliches Kleid!

Auxilia.